Ein Sonderling.

Von Max Kreyer.

Er hieß Friedrich Fingerkopf und war ein einsamer Mensch. Er blieb einsam aus Eigennutz, richtiger gesagt, aus Geiz, weil er immer befürchtete, die Begegnung mit Menschen könnte ihm etwas kosten; außerdem vertrat er den Standpunkt, daß auch die zwecklose Unterhaltung ein Uebelstand sei, von dem man nichts profitiere. Und wenn man wie Friedrich Fingerkopf der Ruhe von Gemeinde wegen pflegte und als frühzeitiger Halbinvalide mit keiner vollen Pension zu rechnen hatte, so war diese Menschenscheu, wenn auch nicht ganz natürlich, so doch immerhin zu begreifen. Seiner Meinung nach gab ihm schon sein Name die Berechtigung, eine Ausnahmestellung im großen Berlin einzunehmen, denn er war im Adreßbuch nicht zu finden, was er denn auch bei Gelegenheit zu der ehrsamen Frau Schultz, der Witwe eines Geldbriefträgers, von der er im Quergebäude, vier Treppen hoch, ein Zimmer abgemietet hatte, stark zu betonen pflegte.

Worauf dann manchmal die Antwort kam: „Sie müßten eigentlich Dickkopf heißen, das wäre richtiger."

Obwohl er pünktlich seine Miete bezahlte, was ihr als die Hauptsache erschien, ärgerte sie sich doch über seinen Geiz in anderen Dingen, und so sagte sie ihm zugeiten die Wahrheit.

Herr Friedrich Fingerkopf, schon daran gewöhnt, ohne tiefer berührt zu werden, kam dann mit seiner Vergeltung: „Ich trage eben keinen Wölkernamen wie sie, beste Frau Schultz. Durch das „ß" wird Ihr Name nicht gerade feltener."

„Trotzdem war mein Seliger die gesuchteste Persönlichkeit in der ganzen Gegend hier."

Er lachte dazu wohlmeinend und ließ sie in dieser Erinnerung schwelgen, die gewöhnlich mit einem Seufzer endete, weil sie den seligen Schultz sehr geliebt hatte, besonders der vielen Nickelstücke wegen, die er beim Geldabtragen in die eigene Tasche stecken durfte. Was sollte sich auch Friedrich Fingerkopf noch viel mit ihr darüber auseinandersetzen, er, der sein Volksschullehreramt fünfzehn Jahre lang mit der geistigen Uebermacht des „Schulmeisters von Königgrätz" ausgeübt hatte, bis ein Nervenübel ihn zwang, sein Junggesellendasein mit der Erbitterung eines zu früh Abgetanen zu führen. Nein, dieser einfachen Frau durfte er ein kräftiges Wort nicht übelnehmen, schon weil er sich seines Herzens wegen nicht aufregen durfte. Der Schlag hätte ihn treffen können, und was hätte dann aus seinem Buche: „Die wirtschaftliche Entsagung als erste Moralbedingung des Menschen" werden sollen, an dem er bereits seit zehn Jahren arbeitete, ohne den riesigen, auf fünfzig Druckbogen berechneten Stoff bisher bewältigt zu haben!

Frau Schultz behauptete zwar immer, daß er bei seinem soliden Leben mindestens achtzig Jahre alt werden würde, und der Spiegel sagte ihm dasselbe, auf die beiden Heuchler gab er aber nicht viel, denn seiner Meinung nach gehörten sie zusammen wie Eva und die Schlange. Sein Leiden lag eben tiefer. Es bestand in der Einbildung, daß alle Menschen überflüssig seien, ausgenommen natürlich er; nicht zu vergessen die biedere Wirtin, denn wer sollte ihm sonst das Mittagbrot zu fünfzig Pfennig ablassen und ihm die Wäsche zu einem Spottpreis waschen! Das waren Eigenschaften, die ihm zugunsten dieser einen Frau hätten stimmen können, falls dem ganzen langhaarigen Geschlecht einmal die Existenzberechtigung abgesprochen worden wäre. Und überdies gab es noch andere Aufmerksamkeiten, die ihre Gutmütigkeit verrieten. Denn verstieg er sich einmal zu kleinen Leckerbissen, so mußte die Küche der Frau Schultz herhalten, natürlich gratis, denn es war seine feste Ueberzeugung, daß ein vorzüglicher Mieter wie er unter allen Umständen auf eine derartige Auszeichnung Anspruch erheben dürfe. Er wollte ihr dies alles einmal angemessen vergelten, denn wenn sein berühmtes Buch erst im Druck vorlag, sollte sie eins der ersten Exemplare erhalten, obwohl er bei ihr kein Verständnis dafür voraussetzte. Das versprach er ihr jedesmal. Und besonders an ihrem Geburtstage, wo er sie regelmäßig mit zwei Tafeln Schokolade à 20 Pfennig beglückte, wiederholte er diese Versicherung; und da es an diesem Tage sehr reichlich Mittagbraten gab, so vergaß er nie die erhebende Bemerkung hinzuzufügen, daß Frau Schultz zwar älter werde, aber mit jedem Jahre jünger aussehe.

„Sagen Sie bloß, weshalb haben Sie eigentlich nicht geheiratet?" attackierte ihn eines Tages Frau Schultz wieder. „Dann könnte Ihnen Ihre Frau alle diese Gefälligkeiten erweisen, die Sie von mir verlangen."

Sie hatte besondere Veranlassung zum Aerger, denn erstens hatte er spät abends noch heißes Wasser verlangt, und zweitens hatte er sie um zwei Pfennig gemahnt, die sie ihm nach einem für ihn gemachten Einkauf nicht hatte herausgeben können. Diese „Schmierigkeit" hatte ihr Blut in Wallung gebracht.

Herr Friedrich Fingerkopf lachte mit der Weltverachtung eines verschrobenen Sonderlings. „Hören Sie, meine Beste, das ist eine Frage, die mir nun bald überflüssig erscheint, weil ich glaube, sie Ihnen schon oft genug beantwortet zu haben", quakte er sie an. „Aber wenn es Ihnen Spaß macht, will ich es gern noch einmal tun. Weshalb soll ein Mann heiraten, der es bei Ihnen viel besser hat, als er es jemals bei seiner eigenen Frau haben könnte? Wie?"

„Und auch billiger!" warf sie wütend ein und hantierte mit den Herdringen, so daß es schallte.

„Was meinen Sie?" In solchen Fällen hörte er schwer. Dann aber reckte er sich in seiner ganzen Würde. „Mein Gott, ich kann ja gehen . . . ."

„Ach, das tun Sie ja doch nicht, so oft Sie auch damit drohen. Andere Leute kommen mit Ihnen ja gar nicht aus!"

Friedrich Fingerkopf verschluckte seine Bissigkeit, denn es war gerade der fünfzehnte Dezember. Und wenn er sie reizte, kündigte sie ihm vielleicht gar die Stube, und er mußte unter fremde Menschen, die ihn jedenfalls bis zum Skelett schröpften, so daß sein geliebtes Werk: „Die wirtschaftliche Entsagung als erste Moralbedingung des Menschen" niemals das Licht der Oeffentlichkeit erblicken würde. Und er sah sich schon in einer Familie mit sechs Kindern und ebensoviel Verwandten, die einen fürchterlichen Skandal machten, so daß die Gedanken ihn flohen, wie er die Menschen floh. Und er sah seine Vierteljahrspension schon im ersten Monat verzehrt und sich selbst dem Hungertode nahe.

So schlug er denn einen wohlmeinenden Ton an, der wie aus gramerfüllter Brust kam: „Da darf ich mir wohl die Gegenfrage erlauben, meine beste, tüchtige Frau Schultz, weshalb Sie Ihr Witwentum noch nicht aufgegeben haben? Sie sind doch immer noch eine stattliche Frau, und um Kinder haben Sie sich auch nicht mehr zu plagen, denn die ernähren sich selbst."

„Weshalb ich nicht mehr heirate? Das will ich Ihnen sagen, Herr Fingerkopf. Weil ich schon genug von den Männern habe, wenn ich mir meinen Mieter ansehe."

Und die kräftigen Arme gegen die Hüften gestemmt, stand sie wie die beleidigte Robustheit vor ihm und blickte höhnisch auf ihn wie auf einen Jämmerling. Die zwei Pfennig wühlten in ihr und kamen nicht zur Ruhe.

Herr Friedrich Fingerkopf fühlte sich aber durchaus nicht beleidigt, vielmehr bedauerte er es im Innern, daß selbst lange zehn Jahre nicht vermocht hatten, etwas von seiner Pädagogenbildung auf diese „Arme im Geist" übergehen zu lassen. Schon hatte er befürchtet, Frau verwitwete Geldbriefträger könnte abermals ein reelles Auge auf ihn geworfen haben und, angefeuert durch das „stattliche Frau", gerade heute dieser Versuchung unterlegen sein.

Als aber noch ein Wort zum andern kam, sagte Frau Schultz ganz unausstehlich: „Sehen Sie sich doch bloß Ihr Zimmer an, wie es da aussieht. Da wohnt ja kein Mensch mehr, da haust ein Wilder. Kein Hund würde sich bei Ihnen wohlfühlen, das glauben Sie mir nur. Aufräumen soll ich nichts, anfassen soll ich nichts — mich wundert nur, daß Sie sich noch das Bett machen lassen. Na, das sollte mein Seliger noch erlebt haben."

Danach vermochte Friedrich Fingerkopf nichts Besseres zu tun, als die Schnöde stehen zu lassen und mit einem Achselzucken davonzugehen, in seine Stube natürlich, wo er sich erst zu fassen vermochte. Kein Hund würde sich bei ihm wohlfühlen — das war zu viel! Das war die schwerste Kränkung, die man ihm angetan hatte. Und der große Einsiedler kam sich wie auf einen einsamen Strand geworfen vor, wo soeben die letzte Menschenseele von ihm gegangen war. Dann aber tischerte er in sich hinein und tröstete sich mit dem Gedanken: recht so, recht so. Dein Prinzip, nur mit dem eigenen Ich zu verkehren, muß aufrechterhalten werden. Und das willst du doch. Denn deine Eltern hast du nie gekannt, und wer nur Waisenhausliebe empfangen hat, der braucht mit persönlicher Liebe nicht zu erwiorern . . . Also auf guten Tag und guten Weg mit dieser Frau. Sie hat mich auch schon mit ihrer Unterhaltung viel zu viel gestört.

Als dann aber seine vom vielen Lesen bei nächtlicher Lampe verkümmert aussehenden Augen in der Stube herumgingen, bämmerte es ihm einige Minuten lang, daß die biedere Wirtin mit ihrem vernichtenden Urteil nicht ganz unrecht habe. Es sah wie in dem Privatmuseum eines Irrsinnigen aus. Ueberall auf der Diele lagen Steine, die er bei seinem täglichen Spaziergang übers freie Feld mitgeschleppt hatte, von der fixen Idee besessen, es könne eine besondere Art in ihnen stecken. Zeitungen waren zu riesigen Bergen aufgetürmt, wild lagen aufgeklappte Bücher umher, und dazwischen machte sich allerlei Kochgeschirr breit, umringt von Tassen und Töpfen; denn nachts, wenn er arbeitete, begann er auf einem Spiritusbrenner zu kochen und zu braten, so daß es morgens wie in einer Küche roch. Vor dem Ofen lag eine ganze Sammlung dürrer Aeste, die er allmählich von seinen Wanderungen, sorgsam unter dem Rock verborgen, mit heimgeschleppt hatte, um zu einer billigen Heizung zu kommen. Wohin man blickte, zeigte sich die Unordnung eines Bewohners, der nie daran denkt, jemand bei sich zu empfangen, und dem diese Liederlichkeit beinahe zu etwas Angenehmem geworden ist.

Ja, sie hatte recht: die liebende Hand hatte ihm immer gefehlt, und wer konnte wissen, wie anders sich sein Dasein gestaltet haben würde. Aber Friedrich Fingerkopf ließ sich nicht lange von dieser weichen Stimmung leiten. Sofort stand der Egoist neben ihm, glotzte ihn an und krächzte statt seiner durchs stille Zimmer: Für zwei sorgen? So dumm! Der eigene bleibt sein eigen und kann nach Belieben über sich verfügen. Der zweite erhebt schon Anspruch darauf, und dann ist die Harmonie des einzelnen gestört.

Und da er an diesem Tage die Ausgabe für frischen Tabak gescheut hatte, suchte er die Reste aus dem Aschenkistchen hervor und stopfte sie mit der Miene eines Selbstgönners in die lange Pfeife. Eines späten Nachmittags, als die fahle Dämmerung des Wintertages sich auf die schneebedeckten Felder senkte, so daß der Weg leuchtend vor seinen Augen lag, machte er wieder einsam seinen Erholungsgang, der ihn fort von den letzten Häusern der westlichen Vorstadt führte. Heute verscheuchte ihn mehr denn je das Leben hinter sich. Denn es lag schon etwas in der Luft, das nach Tannendust und brennenden Lichtern roch, was ihm auf die Nerven fiel. Wozu dieser Klimbim mit angelogenen Engeln und Sternguckerei, wenn seine Seele davon unberührt blieb? Da er niemals aus Muttermund den Zauber des Christfestes kennen gelernt hatte, so begriff er auch die Freude der übrigen Menschen nicht. Und das war die Tragik seines Lebens.

Je mehr er sich aber von der Stadt entfernte, je trostloser kam er sich vor. Dazu gesellte sich der Aerger, daß er heute nicht ein einziges Stück Knüppelholz liegen sah, das er seiner Sammlung hätte zuführen können. Verschlafen unter dem Schnee lagen die Lauben der sogenannten Kolonisten, die hier im Sommer ihr Stückchen Land aus Liebhaberei bebauten. Friedrich Fingerkopf entsann sich, daß er vom Vormittag noch ein Butterbrot in der Tasche haben müsse, das er sich eingesteckt hatte, als er ins Museum ging, was er öfters tat, weil es dort so hübsch warm war. Und als er zu kauen begann und still seines Weges weiterging, hörte er plötzlich gleichmäßiges Trippeln hinter sich, dann ein Winseln und Schnuppern. Und als er sich umwandte, sah er einen verwahrlosten Hund als seinen Begleiter, der sich scher herrenlos herumtrieb. Entschieden war es ein entarteter Pudel, der sich hier schwarz wie die Nacht an seine Fersen heftete und auch dann nicht von ihm wich, als er ihm mit Drohworten kam.

Und als Herr Friedrich Fingerkopf solches längere Zeit mit ansah, bekam er plötzlich einen erhabenen Gedanken, der vorerst durchaus nicht der Tierfreundlichkeit entsprang, sondern vielmehr dem Wunsche, der Frau Schultz eine bessere Meinung von sich beizubringen. Tat er überhaupt etwas gegen sein Prinzip als Menschenfeind, wenn er einem Tiere sein Vertrauen schenkte? Nein, gewiß nicht. Und so bröckelte er ein Stückchen Butterbrod nach dem andern ab, stillte den Heißhunger des Hundes damit, gewöhnte ihn dadurch an sich und ließ sich schließlich in eine Unterhaltung mit ihm ein, wobei er natürlich nur selbst sprach und seine eigene Antwort zu hören bekam. Und da er Wohlgefallen an seiner Stimme fand, redete er sich in einen Eifer hinein wie zur besten Zeit seiner Lehrtätigkeit, als er noch die jungen Menschenkinder zu allem Guten anhalten mußte.

Und Herr Friedrich Fingerkopf wurde warm dabei und bildete sich schon etwas ein, als der Hund ein paarmal laut bellte und durch Schweifwedeln den neuen Herrn anerkannte. Fingerkopf legte es aber anders aus. Denn sicher hatte seine Belehrung, daß man sich mehr an die Tiere als an die Menschen halten müsse, auf die Kreatur Eindruck gemacht. Und so merkte er kaum, daß er, als er nur noch den letzten Bissen in der Hand hatte, gerade an seinem Hause angelangt war. Was doch die Lockung eines großen Geistes machte!

Nach fünf Minuten war er mit dem Tiere oben in seiner Stube. Und als er Feuer im Ofen gemacht, dem Tier die Reste einer Mahlzeit gegeben hatte, und als das schwarze Abendgespenst Neigung zeigte, sich behaglich im Schein des Feuers auszustrecken, holte der große Sonderling seine Wirtin mit einer Miene herein, als hätte er ein Weltwunder zu verkünden.

„Nun, was sagen Sie dazu? Hek Ein Hund fühlt sich wohl bei mir, denken Sie nur", sprach er zu ihr, beinahe mehr Mitleid für sie empfindend als für den Hund. Und als er ihre Verblüffung sah, begleitet von dem Zusammenschlagen der Hände, fügte er hinzu: „Haben Sie schon etwas von einem gewissen „Faust" gehört? Sie sehen in mir die bessere Ausgabe von ihm. Faust nahte der Pudel als Teufel, mir aber kam er als dankbarer Freund. Denn Sie sehen, wie er mir die Hand leckt. Vielleicht auch ein bischen Erlöser aus meiner Einsamkeit, denn, wissen Sie — bekommen Sie nur keinen Schreck — ich habe beschlossen, ihn zu behalten, damit er mir die Menschen ersetze. Verstehen Sie? Denn solch ein Tier verbindet in der Unterhaltung das Angenehme mit dem Nützlichen: erstens schweigt es, wenn man spricht, und zweitens gibt es keine dummen Antworten auf kluge Fragen. Und das ist die Weisheit aller Weisheit . . . Ja, ja, meine gute Frau Schultz, Sie haben noch viel von mir zu lernen, sehr viel. Und wenn Sie nun für meinen schwarzen Freund etwas Warmes zu saufen hätten — er scheint stark erkältet zu sein."

Frau Schultz war noch immer sprachlos, so wie Menschen es sind, die sich etwas beschämt fühlen. Dann beugte sie sich zu dem Pudel nieder, begann ihn zu streicheln und sprach fast liebevoll auf ihn ein, als hätte sie ein menschliches Wesen vor sich. Und als sie hinausging, um den Wunsch ihres Mieters zu erfüllen, trug sie unstreitig eine gewisse Rührung mit sich, von der sie nicht hätte sagen können, wer sie mehr erweckt habe: der einsame Mann oder der verlorene Hund.

Am anderen Tage aber fand sie das Zimmer ihres Mieters merkwürdig aufgeräumt. Und alles, was Herr Friedrich Fingerkopf dazu sagte, war: „Er soll sich wohlfühlen, sehr wohl."

Aber eigentlich bezog er das mehr auf sich. Denn ein Egoist bleibt eben ein Egoist, wenn er auch für zwei zu sorgen hat.

Aus den Erinnerungen eines Kochkünstlers.

In der englischen Zeitschrift „Royal Magazine" plaudert der italienische Meisterkoch Arnolfo Boriani über die Lieblingsgerichte seiner Gäste, zu denen Fürstlichkeiten, Künstler und andere Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens gehörten.

Er beginnt mit den Herrschern, die er bewirtet hat, und dabei setzt er den verstorbenen König Eduard an die Spitze. In seiner Kronprinzenzeit hat der verstorbene König im Savoy-Hotel besonders gern ein Geflügelgericht, „Volaille à la Diva", zu sich genommen; als Bestandteile dieses Gerichtes nennt Boriani: Geflügel, Trüffeln, Gänseleber und Reis; dazu gehört eine „feine weiße Sauce". Die jetzige Königin von England Mary hat Boriani in San Remo oft, fast täglich mit ihrer Lieblingsspeise, einem Wachtelgericht, versehen. Der König von Italien soll ein besonderer Liebhaber von Fasanen sein, und Boriani behauptet zu wissen, er habe eine eigene Fasanerie in San Rossore bei Livorno. Die Zarin soll ebenfalls Geflügel zu ihrem Lieblingsgerichte erwählt haben, und zwar Kücken-Sauté auf Marengo-art. Als sie noch hessische Prinzessin war, hat sie sich wenigstens dieses Gericht in Rom im Hotel Quirinal des öfteren bestellt.

Unter den Künstlern, deren Lieblingsgerichte Boriani ausplaudern kann, befinden sich begreiflicherweise besonders viele Italiener. Die Sängerin Tettruzini hat als Lieblingsgericht eine Makkaroniart, Bolognefer Spaghetti, Puccini, der größte Tonsetzer des heutigen Italiens, liebt besonders das berühmte florentinische Fritto Misto, Mascagnis Lieblingsgericht ist Kalbskotelett auf Mailänder Art, die Patti schätzt besonders hoch Kücken auf Hausfrauenart, Caruso kennt nichts Schmackhafteres als napolitanische Makkaroni, und nur Leoncavallo ist in seinem Geschmacke nicht italienisch, denn gekochtes Rindfleisch ist sein Lieblingsgericht.

Unter den berühmten Italienern nennt Boriani weiter Marconi, und dessen Lieblingsgericht ist Kücken mit Bohnen (Sans Fils à la Marconi) ohne Fäden. Mit diesem Gerichte hat es eine besondere Bewandtnis: Marconi bestellte sich eines Tages in dem Wirtshause, dessen Küche Boriani damals leitete, grüne französische Bohnen in Butter (Haricots verts au beurre). Auf der Speisekarte stand an Stelle dieses Gerichtes nun die alte Bezeichnung mit dem Zusatz „Sans fils à la Marconi", und als Marconi den Meisterkoch kommen ließ und ihn fragte, warum er das getan habe, stellte dieser die Gegenfrage, ob die Bohnen Fäden hätten, was Marconi gerechterweise verneinen mußte. In diesem Augenblicke ging ihm auf, daß die neue Bezeichnung nicht nur eine Schmeichelei für ihn, sondern auch einen Witz enthielte und fügte sich in das Unvermeidliche. Auch Sarah Bernhardt steht in der Liste Borianis. Ihr Lieblingsgericht sind Kirschen in Branntwein. Daß die Gestalt durch dieses Gericht keine üppige Fülle gewinnt, liegt auf der Hand.

Bill.

Novellette von Alfred Bratt.

Er stand auf dem obersten Teil des Vorderdecks, wo der Wind ungehemmt bläst und seine ungestüme Kraft noch nicht an den Kommandobrücken verloren hat. Er war groß und breitschulterig. Wer ihn von rückwärts erblickte, empfing trotz der lässigen Haltung, die ihm eigen war, den Eindruck überlegener, nur im Augenblick schlummernder Kraft. Diese Schultern . . . nun, sie waren eben da, man konnte sie unmöglich übersehen. Sie hatten etwas Beruhigendes und Einschüchterndes zugleich. Sie sagten: „Vertraue uns", und „Komm uns nicht zu nahe". Beim Vorbeigehen streifte man sie mit einem schnellen Blick und dachte: Das ist ein Bursch, der mit geballten Fäusten lächelt. — Bill stand breitbeinig, mit vorgestrecktem Kopf. Er überdachte — wohl zum hundertsten Mal — alle Einzelheiten dieser Reise. Immer wieder ließ er sie vorbeiziehen; manche oberflächlich, andere mit eingehender, fast zärtlicher Aufmerksamkeit. Er entsann sich der letzten Stunde in Southampton: Der Mann, dem die Kontrolle des Schiffes vor der Abfahrt oblagt, hatte stapfend, eine grellrote Blume im Knopfloch, den Steg überschritten. Sein „all right" war barsch verklungen; dreimal schrillten die Glocken. Die Matrosen rasselten mit den Ketten, und für einen Augenblick verschlang die Maschine den Hafenlärm.

Daran dachte Bill; und seine Gedanken verfingen sich in diesem Bild, als fürchteten sie ein wenig, davon loszukommen. Neben ihm lehnte Marcelle an einer Taurolle. Marcelle Clairmont, die ihren Vater nach Aegypten begleitete. Ihre lebhaften Augen waren weit geöffnet, — sie hatte wundervolle Augen. Sie waren fast noch schöner als das krause dunkle Haar und noch reizvoller als die zierliche, feingeschnittene Nase. Marcelle hatte die flinken Bewegungen eines Gassenjungen; ihre Gestalt erinnerte an jene ganz jungen Knaben, die im Altertum von griechischen Bildhauern modelliert wurden. Marcelle . . . mein Gott, sie war Pariserin! Und siebzehn Jahre alt!

Bill unterbrach seine Betrachtungen. Er sprach; abgerissen, in wenigen kurzen Sätzen; und ohne den Kopf nach Marcelle zu wenden. Dann schwieg er wieder, in Gedanken versunken. Marcelle sah geradeaus und erblickte seinen Kopf in dem Messingbeschlag der Reeling, der von Salzregen betaut war. Kurzes, blondes Haar flatterte zwischen Stirn und Mütze. Einen Augenblick dachte sie, jetzt müsse er sich ihr zuwenden und etwas sagen; wenige, aber halblaute und warme Worte. Irgend etwas . . . Aber Bill sprach nichts. Er hatte die Arme gekreuzt, und seine schmalen Lippen waren hart aufeinander gepreßt. So standen sie lange. Aber plötzlich war Bill den Kopf zurück; und mit kurzem Gruß schritt er zum Mitteldeck.

Marcelle ging langsam zum Musiksalon. Die schwebende Rundung ihrer Hüften, das Profil einer Wange und der Absatz eines unwahrscheinlich kleinen Stiefels waren noch in der Dämmerung sichtbar. Dann tauchte eine Sekunde lang die ganze Gestalt in dem blendenden Schein auf, der aus den Salonfenstern fiel; und dann war nichts mehr zu sehen.

Um neun Uhr betrat Marcelle zwischen Bill und ihrem Vater den Speisesaal. Herr Clairmont war einer jener feinen alten Herren, deren weißes Haar an altmodische Interieurs und amüsante Gespräche erinnert. Er hatte fast etwas Ausgelassenes; trotz seiner Jahre. Marcelle trug ein einfaches Kleid aus dunkelm Samt mit schmalem Gürtel. Als die drei eintraten, waren alle Blicke auf sie gerichtet. Beim Niedersetzen rückte Bill so heftig mit dem Stuhl, daß sein Nachbar zur Linken ärgerlich zusammenfuhr. —

* * *

Die Nacht war weich und milde. Der Nebel schwand. Alles war dunkelbraun und voll Silber. In dem schmalen Kajütenbett lag Marcelle mit offenen Augen. Die Decke war weiß; weißlackiert die Möbel und die Tür. Der Mondschein glitt durch die Luke; da wurde die Helligkeit so stark, daß Marcelle langsam die brennenden Augen schloß.

Im Rauchzimmer saßen einige Herren. Ihre Stimmen waren laut. Die Weingläser klangen dazwischen. Sie sprachen von Marcelle und ihrer wunderbaren Schönheit. — Bill hockte in seiner Kajüte. Die Tischlampe war abgedreht; aus seiner Shagpfeife glühte es im Schatten der offenen Tür. Er hatte die Knie emporgezogen, die Ellenbogen waren aufgestützt. Hastig, in raschen Intervallen, quoll der Rauch hervor. Und aus den schemenhaften Rauchgebilden schien ihm Marcelle emporzusteigen. Und die kleinen Flämmchen sprangen aus dem Pfeifenkopf und schwebten mit, wie die begehrlichen Blicke der Männer, die ihr zu folgen pflegten, wo immer sie ging. Und da empfand Bill die Qual eines Menschen, der sein Glück erblickt und nicht wagt, es festzuhalten. Eine Viertelstunde folgte der anderen. Im Rauchzimmer wurde es dunkel. Noch immer zog der Rauch in langen Schwaden aus Bills Kajüte. Der Atem des Meeres trug ihn an den Luken vorbei. Vorbei an Marcelle. — Sie war soeben eingeschlafen.

* * *

Als die Flaggen sich in der Morgenfrische strafften, glitt das Schiff mit halber Kraft in den Hafen von Teneriffa. Der Vormittag war heiß und sonnig. Die Passagiere fuhren in Barkassen an Land, um die Stadt zu besichtigen. An Deck war alles ruhig. Man nahm Kohlen ein. Bill und Marcelle besuchten die zahllosen kleinen Läden, in denen die unglaublichsten Dinge aufgestapelt waren. Man mußte sich wundern, daß die Produkte aus fünf Erdteilen in diesen kleinen Räumen Platz fanden.

Herr Clairmont saß im Café und trank Sorbet.

In einer engen, ganz niedrigen Bude blieb Marcelle vor einem Käfigchen stehen. Ein Ring mit einem Amulett lag darin. Der Ladenbesitzer, ein verkrümmter Mensch mit den Bewegungen eines Hehlers, kam stolpernd herbei. Bill kaufte den Ring. Die Tür zur Straße war schmal. Er ließ Marcelle vorangehen. Sie streifte ihn mit dem Mousseline ihres Kleides. Er vergaß, den Gruß des Verkäufers zu erwidern; er sah nur Marcelle und das weiße Mousseline. Sie wateten durch den glühenden Straßenstaub. An einer Kreuzung blieb Bill stehen. Er hob die Hand mit dem Ring und bewegte die Lippen. Doch schnell ließ er die Hand wieder sinken, und der Ring kollerte zur Erde. Er achtete nicht darauf. Und Marcelle?, — Sie ging an seiner Seite. Ihren Blick konnte man nicht wahrnehmen. Er war zu Boden gesenkt.

Herr Clairmont saß im Café und trank Sorbet.

Als die beiden in die Hauptstraße einbogen, begegnete ihnen ein wandernder Kaufmann. Er blieb stehen und wandte sich zweimal um. Bill sprach mit ruhiger Stimme von gleichgültigen Dingen. Sie kamen zu einem großen Erdloch mitten zwischen den Pflastersteinen. Bill sprang hinüber und reichte Marcelle die Hand. Als sie wieder neben ihm stand, holte sie erhitzt Atem. Er starrte auf das Erdloch und spürte den Druck von Marcelles kleinen Fingern. Mit einem Ruck zog er die Hand aus der ihren.

Als sie den Hafen wieder erreichten, saß Herr Clairmont noch immer im Café und trank Sorbet. —

Um sechs Uhr verließ das Schiff den Hafen. Die Passagiere hatten sich schon vor einer Stunde wieder eingefunden. Nur Bill fehlte. Als er um 3/4 6 Uhr noch nicht da war, ließ man die Schiffspfeifen heulen. Bill kam nicht. Er war unauffindbar. Das Schiff fuhr ohne ihn ab. Mit Verspätung. Marcelle lehnte in einem der Deckstühle. Sie nestelte mit den Fingern an ihrer Bluse und blickte unruhig um sich — ein Steward trat auf sie zu und überreichte ihr einen Brief. Der Steward trug eine weiße Jacke mit blitzenden Knöpfen und eine niedrige Mütze. Noch lange nachher konnte Marcelle sich dessen entsinnen.

Sie hielt den Brief zögernd in der Linken. Sie dachte nur: „Jetzt . . . jetzt ist es zu Ende!"

Sie öffnete das Kuvert und las:

„Marcelle!

Zum ersten und letzten Male nenne ich Sie so. Ganz einfach —: Marcelle. Wenn Sie diesen Brief lesen, trägt Sie das Schiff fort, weit fort von mir. Denn ich bleibe hier und warte auf den Dampfer, der von Teneriffa nach England zurückgeht. — Verzeihen Sie mir, Marcelle, ich konnte nicht anders. Ich habe in diesen Tagen auf dem Schiff gekämpft, — mehr als alle Jahre meines Lebens. Ich habe eingesehen, daß Sie so schön sind, — so schön, daß niemand sich vermessen darf, zu hoffen, daß Sie nur für ihn leben könnten. Ich habe gelitten, Marcelle, — bei jedem Blick, der Sie streifte, jeder Geste, jedem unterdrückten Gedanken eines andern. Ich hätte jeden niederschlagen mögen, der an Ihnen vorbeischritt. Ich bin mit meiner Kraft zu Ende. Ich bleibe zurück. Weil ich Sie liebe, Marcelle! Und weil ich zu mutlos bin, diese Liebe zu ertragen! — — — Sie sind so jung, Marcelle, so jung und voller Anmut. — Sie könnten niemals ganz mein sein! Mein in jedem Gedanken, im leisesten Hauch, in der Luft, die Sie umgibt! Ich müßte stets mit der Welt teilen, die Sie betrachten darf. Sie sind zu schön, Marcelle, zu wunderbar . . . — ja —. Darum kehre ich nach London zurück. Ich vermag viel, Marcelle; nur eines —: teilen! . . . nein, das kann ich nicht! —

Nun leben Sie wohl, Sie liebes, unendlich liebes kleines Mädchen. Der Tag, an dem ich Ihnen begegnete, war der schönste meines Lebens. — Bis zum letzten Atemzug will ich für Sie ein Glück erträumen, das Ihrer würdig ist! — Sie haben mein Leben von mir genommen. Tragen Sie es behutsam in Ihren zarten Händen und schmücken Sie es mit einer kleinen Erinnerung.

an Ihren Freund
Bill Stenhope."

Der Briefbogen entglitt einer schlaffen Hand und fiel auf das Deck. Ein leises, leises Beben . . ., Marcelle weinte. Jenes Weinen, das lautlos ist und fast ohne Tränen . . .

Aus der Zeit.

Was dem Alpenfex die „Spitze",
Was der Feuerwehr die Sprize,
Was dem Modegeck die Hose,
Was dem Backfischlein die Rose,
Was dem Dichter Honorare,
Was dem Reiter die Kandare,
Was dem Jäger Vierzehnender,
Was dem Ehrgeiz Ordensbänder,
Was dem Hof die Kamarilla,
Was dem Rentner seine Villa,
Was Berlinern Spree und Havel,
Was dem Schwätzer sein Geschwafel,
Was dem Musikanten Noten,
Was dem Teppichweber Knoten,
Was dem Fleischer fette Schweine,
Was dem Schlemmer teure Weine,
Was dem Fischer die Forelle,
Was dem Maurer seine Kelle,
Was dem Feldmarschall die Truppen,
Was dem Zimmermann der Schuppen,
Was dem Ehrenmann der Name,
Ist dem Kaufmann die Reklame.

Der Schwerpunkt.

Luftschiffer: „Wir können nicht aufsteigen, Sie sind zu schwer, mein Herr."

Der Protz: „Das wird mein Portemonnaie sein. Soll ich's denn 'nauswerfen?"

— Betrübend. „Ihr bester Freund ist mit Ihrer Gattin durchgebrannt? . . . Das betrübt Sie wohl sehr?"

„Allerdings — wird der doch nun mein Todfeind . . .!"

Verdächtig.

Vater: „Der Leutnant meint's nicht ernstlich mit Dir, darauf kannst Du Dich verlassen!"

Tochter: „Warum?"

Vater: „Ich habe mich über ihn erkundigt... er hat ja keinen Pfennig Schulden!"

— Kathederblüte. Professor (vortragend): „Meine Herren, Moskau war die Stadt in Rußland, die die Kastanien der Freiheit von Napoleon aus dem Feuer geholt hat!"

Kollegial.

Agent A.: „Ich war gestern so furchtbar aufgeregt, daß ich Sie einen Schwindler nannte. Sie nehmen mir es doch nicht übel?"

Agent B.: „Nicht im geringsten, Herr Meier, wir sind doch Kollegen!"

— Auf Distanz. Der Fredi, aus der Schule kommend: „Onkel, ich bitte dich, erlaube mir, daß ich Dein Telephon benütze, wir haben heute unsere Schulzeugnisse bekommen, und das meine enthält drei Ungenügend, und das möchte ich lieber dem Vater telephonisch sagen."